

Lore Ehrich

Geschichte einer Flucht

Durch Ostpreußen nach
Nordjütland 1945

Lore Ehrich

Geschichte einer Flucht

**Durch Ostpreußen nach
Nordjütland 1945**

Mit einem Geleitwort von

Dr. Joachim Heyder

Edition Forsbach

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

Edition Forsbach

Bücher mit Herz

© Edition Forsbach, Fehmarn 2015
www.edition-forsbach.de

3. erweiterte Auflage, Bamberg 2022

Herausgeber: Dr. Olaf Ehrich

Lektorat: Sylvia Ehrich

Printed in Germany
ISBN 978-3-943134-81-0 (Print)
ISBN 978-3-943134-85-8 (E-Book)

Inhalt

Geleitwort von Joachim Heyder	7
Vorwort von Olaf Ehrich	9
An meine Mutter	14
Die Situation vor dem Aufbruch nach Westen	17
Die Nachricht von Werners Tod	19
Königsberg nach zwei Bombenangriffen	25
Die Russen dringen immer weiter vor	28
Die Flucht aus Sensburg beginnt	32
Von Sensburg Richtung Ostsee	39
Weiter mit dem Schmiedewagen	42
Papa stirbt auf der Flucht	52
Weiter westwärts	55
Ende der Fahrt mit dem Schmiedewagen und weiter Richtung Frisches Haff	57
Längerer Aufenthalt in Braunsberg	62
Fahrt über das Frische Haff	67
Kahlberg, keine schöne Erinnerung	71
Die Nehrungsstraße entlang über Stutthof nach Danzig	74
Persönlicher Tiefpunkt in Stutthof	78
Mit dem LKW nach Dirschau	82
Danzig! Der rettende „Engel“ Hans Hellweg taucht auf	87
Wiedersehen mit einer alten Freundin in Neufahrwasser	97

Überfahrt nach Kopenhagen mit der „Hector“	99
Ankunft in Hørby in Nordjütland/Dänemark	106
Viele Kinder sterben im „Roten Haus“ in Hørby	112
Von Hørby ins Krankenlager nach Aalborg	118
Es zeichnet sich immer deutlicher ab: Deutschland verliert den Krieg	127
Die „dänische Liebe“ blüht	130
Umzug zum Fliegerhorst bei Aalborg (Nørresundby)	135
Umzug ins Krankenhaus am Fliegerhorst	142
Gedanken zur deutschen Kapitulation	144
Leben nach der Kapitulation	148
Von der Personalbaracke ins Lazarett	153
Wieder im Fliegerhorst-Lazarett	157
Von einem Lager zum anderen	160
Leider wieder Auszug aus dem kleinen Paradies	163
Die Menschen in der Baracke	173
Erinnerungen an alte Zeiten	186
Weihnachten und die letzten Tage mit Paul	189
Weiterleben in Dänemark	199
Ein kleines Abenteuer	206
Ostern im Fliegerhorst	211
Axel geht in Aalborg zur Schule	214
Der lang ersehnte Brief der geliebten Mutter trifft ein	218
Nachwort	224
Die Autorin	228

Geleitwort von Joachim Heyder

Nun haben wir Lore Ehrichs Buch bekommen, und ich habe es in einem Zug gelesen und bin tief beeindruckt. In einem Zug – nicht, weil es spannend wäre, das ist es nämlich nicht. Wenn man Vor- und Nachwort, biographische Notizen oder auch nur die Cover-Rückseite gelesen hat, dann weiß man ja, „wie es ausgeht“.

Nein, es ist nicht spannend, es ist packend und zunächst erschütternd – und dann zum Ende hin immer mehr faszinierend. Erschütternd ist es zu lesen, mit welcher Gewalt das Schicksal die junge Mutter überrollt, die diesem Schicksal zunächst nicht viel mehr entgegenzusetzen hat, als stumm auszuhalten. Wie oft wünscht sie sich, dass eine Bombe allem ein Ende machen möge – und man wünscht es sich mit ihr, wenn ein Weiterlesen kaum auszuhalten ist.

Dann aber wird eine Linie des Buches immer bestimmender, die allerdings schon von Anfang an angelegt ist, nämlich die Beschreibung, wie die junge Frau trotz des Elends, welches man ja selbst als Leser kaum aushalten kann, ihr Schicksal annimmt, und zwar in einem unerschütterlichen Gottvertrauen.

Dies ist es, was das Buch faszinierend macht, diese Entwicklung einer namenlosen Person, die gefangen ist in einer Schicksalsgemeinschaft unendlich vieler anderer, gleich ihr namenloser Personen, zu einer Persönlichkeit, zu der man aufblicken möchte. (Dass

Vorwort von Olaf Ehrich

sie auf dem Weg dazu den widerwärtigen Nietzsche mit seinem „Amor Fati“ zitiert, verstört zunächst, bis man merkt, dass es an der transzendentalen Grundlinie nichts ändert.)

So führt das Buch vom tiefsten Dunkel ins Licht, nicht in ein strahlendes Licht, das der Leser nach der Vorgeschichte als grell empfinden müsste, sondern in ein warmes, freundliches Licht, ausgestrahlt von angenommenem, bewältigten Leid anstelle dumpfer, dunkler, anklagender Verzweiflung.

Auch auf einer tieferen Ebene ist Lore Ehrichs Buch ein wertvolles Buch, nämlich wegen seiner unerreichbaren Authentizität, seiner Echtheit, Ursprünglichkeit. Als Historiker, den es weniger dazu drängt, das Leben zu gestalten, als es zu betrachten und seine Erscheinungsformen einzuordnen und zu bewerten, haben mich Biographien und besonders Autobiographien von jeher angesprochen. Ich habe sehr viel gelesen – aber immer waren es Rückblicke – begreiflicherweise.

Ein Buch wie das von Lore Ehrich, ohne zeitlichen Abstand aus dem Erleben heraus geschrieben, ohne auch nur die geringste Vorstellung davon, wie das Leben weitergeht, wie die allernächste Zukunft aussehen wird – ein solches Buch ist zwangsläufig von ganz anderer Art.

Lore Ehrich schreibt nicht aus einer Rückschau, einer Erinnerung. Es gibt in ihren fiktiven Briefen an die Mutter keine Distanz zu dem eben Erlebten, und diese „Distanzlosigkeit“ überträgt sich auf den Leser – er *liest* nicht die Geschichte der Autorin, er *erlebt* sie.

Joachim Heyder

Die Aufzeichnungen über die Flucht der Erzählerin, meiner Mutter, aus Sensburg in Ostpreußen, begonnen am 26. Januar 1945 mit zwei Kindern, zwei und vier Jahre alt, sowie Mutter (64 Jahre) und Vater (74 Jahre), sind unmittelbar nach der Kapitulation im Mai 1945 entstanden. Meine Mutter lag zu dieser Zeit wegen einer Gelbsucht in einem Krankenhaus in Aalborg/Dänemark.

Eine nette Krankenschwester, mit der sie öfter über die Flucht sprach, meinte, dass sie doch ihre Erlebnisse aufschreiben sollte. „Papier und Stift und eine feste Unterlage kann ich Ihnen besorgen“, sagte sie, und so begann meine Mutter im Krankenzimmer, ihre Erinnerungen an die Flucht aufzuschreiben. Die dortigen jungen Ärzte überließen ihr am Abend die Schreibmaschine, und die Tochter einer Bekannten freute sich, wenn sie mit dem Maschinenschreiben nicht aus der Übung kam. So konnte sie ihr alle Aufzeichnungen diktieren.

Der Text ist in Form einer Anrede bzw. eines Briefes an ihre von ihr sehr verehrte Mutter Charlotte abgefasst. Sie wusste allerdings zum Zeitpunkt der Niederschrift nicht, ob die Mutter noch lebte.

Schon gleich zu Beginn der Flucht waren die Eltern zurückgeblieben und die Erzählerin hatte seit der Trennung nichts mehr von ihnen gehört.

Deutschland hatte kapituliert, der Krieg war zu Ende. Das Trauma, das die Flucht hinterlassen hatte, musste bewältigt werden. Es musste ein Ventil gefunden werden, das die seelischen Verspannungen löste. Das Niederschreiben der Fluchterlebnisse war eine therapeutische Maßnahme, mit der meine Mutter sich von seelischen Belastungen und schmerzlichen Erinnerungen zu befreien suchte.

Diese Art der Aufarbeitung lag nahe, denn immer schon hatte sie sich ihre Sorgen und Nöte in Form von Briefen oder Tagebüchern von der Seele geschrieben. Es kam ihr dabei nicht darauf an, einen größeren Leserkreis anzusprechen, sondern sie schrieb eigentlich nur für sich. So auch in diesem Falle. An eine Veröffentlichung war nie gedacht worden. Es war ihr ausdrücklicher Wunsch, dass niemand außer ihrer Mutter Charlotte die Fluchtschilderung vor ihrem Tode zu sehen bekommen sollte, auch wir als engste Familienmitglieder nicht. Wir haben uns schließlich doch zur Publikation entschlossen, da die Lektüre bei Freunden und Bekannten ein sehr positives Echo hervorgerufen hatte.

Die Flucht durch Ostpreußen endete im März 1945 in Gotenhafen/Danzig. Von dort ging es weiter per Schiff, zwei Wochen nach dem Untergang der „Wilhelm Gustloff“, mit der „Hector“ nach Kopenhagen und von dort zu verschiedenen Stationen in Nordjütland (Aalborg, dem kleinen Ort Hørby, Fliegerhorst Nørresundby u. a.).

Diese Erlebnisschilderung ist nicht zu verstehen als eine historische Quelle, die objektiv über die Kriegsgeschehnisse im ersten Halbjahr 1945 berichtet. Die Schilderung lebt vielmehr von der ganz subjektiven Beschreibung der Menschen, der Empfindungen, der Hindernisse und Schwierigkeiten, der Gefahren und

Todesängste, die die kleine Familie während der abenteuerlichen Flucht ins Ungewisse begleiteten.

Historische und politische Ereignisse werden nur vom Standpunkt der Erzählerin aus beschrieben, es sind keine objektiven Bewertungen der Situation. Dies war weder möglich noch bezweckt, da das Wissen der Flüchtlinge über die politische Lage sehr begrenzt bzw. gefärbt war. Der Reiz dieser Schilderung liegt vielmehr in der authentischen Beschreibung der Gedanken und Beobachtungen der Erzählerin. Ich habe keinerlei Änderungen an dem im Herbst 1946 fertiggestellten Originalmanuskript vorgenommen. Das gilt auch für die fiktiven Namen der in der Schilderung auftretenden Personen; nur die für die Erzählerin wichtigsten Bezugspersonen sind am Ende des Buches mit wirklichen Namen benannt.

Wie schlägt sich eine junge Frau aus gut behütetem Haus mit zwei kleinen Kindern durch die Wirren des Krieges? Schon wenige Tage nach der Flucht aus Sensburg stirbt der Vater der Erzählerin am 15. Februar 1945, seine Frau bleibt bei ihm mit ungewissem Schicksal, die Autorin ist nach der Trennung mit ihren beiden Kindern ganz auf sich allein gestellt.

Schließlich möchte ich allen Menschen, die mich bei der Arbeit an diesem Buch unterstützt haben, ganz herzlich danken. An erster Stelle sei hier meine Frau Sylvia genannt, die für das Lektorat zuständig war und viele Anregungen gegeben hat.

Für die Hilfe bei der Umsetzung des maschinengeschriebenen Textes und der Fotos in die digitale Form danke ich meinen Söhnen Till und Niels. Mein Dank gilt meinem Bruder Axel, der als erster auf eine Veröffentlichung der Aufzeichnungen unserer

Mutter drängte. Dank auch an alle Freunde und Bekannten, die mich durch ihr Interesse an diesem Thema zur Fertigstellung dieses Buches motiviert haben.

Dankbar bin ich der Verlegerin Dr. Beate Forsbach für die Realisierung dieses ungewöhnlichen Buchprojekts.

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre.

Olaf Ehrich

An meine Mutter

Es geht ein Pflüger übers Land,
Er pflügt mit kühler Greisenhand
Die Schönheit dieser Erden.
Und über Menschenplan und -trug
Führt schweigend er den Schicksalspflug,
Vor dem zu Staub wir werden.

So pflügt er Haus und Hof und Gut
Und Greis und Kind und Wein und Blut
Mit seinen kühlen Händen.
Er hat uns lächelnd ausgesät,
Er hat uns lächelnd abgemäht
Und wird uns lächelnd wenden.

Rings um ihn still die Wälder stehn,
Rings um ihn still die Ströme gehn
Und goldne Sterne scheinen.
Wie haben wir doch zugebracht
Wie ein Geschwätz bei Tag und Nacht
So Lachen wie Weinen.

Nun lassen Habe wir und Haus
Und ziehen unsre Schuhe aus
Und gehn mit nackten Füßen.
Wir säten Tod, wir säten Qual,
Auf unsren Stirnen brennt das Mal,
Wir büßen, wir büßen.

Oh gib, dass ohne Bitterkeit
Wir tragen unser Bettlerkleid
Und deinem Wort uns fügen!
Und lass uns hinterm Pfluge gehn,
So lang die Disteln vor uns stehn
Und pflügen, und pflügen!

Und führe heut und für und für
Durchs hohe Gras vor meiner Tür
Die Füße aller Armen.
Und gib, dass es mir niemals fehlt
An dem, wonach ihr Herz sich quält,
Ein bisschen Brot und viel Erbarmen.

Ernst Wiechert

Die Situation vor dem Aufbruch nach Westen

Dänemark, im Juni 1945

Du, meine über alles geliebte Mutter, von der ich nicht weiß, ob du noch lebst oder ob du bereits in eine schönere Welt hinübergeglitten bist, lass uns noch einmal alles durchsprechen, was das letzte Jahr uns brachte.

Ich kann Gott nicht um ein Wiedersehen bitten, hat er uns doch in den Tagen der Flucht so viel Jammer und Leid erleben lassen, dass ich nur noch hoffen darf, er allein ließ dich den richtigen Weg finden.

Gleichviel, was ich auch über das Schicksal in der Heimat erfahren werde, liebe, geliebte Herzensmutter, ich will dir mein ganzes Herz ausschütten, und ich weiß, dass du mir zuhörst und mir die Last tragen hilfst, die oft wie ein Mühlstein auf meine Brust drückt.

Wo soll ich beginnen?

Nicht erst bei der Flucht, sondern schon bei Werners Tod, denn jetzt weiß ich's, das war der Anfang unserer großen Tragödie und zugleich das erste Ereignis, das mein von Kindheit an und selbst noch in den Kriegsjahren so behütetes, umsorgtes, glückliches Leben völlig aus den Angeln hob.

Während im Westen der Spätfrühling 1944 den Beginn der für uns so verhängnisvollen anglo-amerikanischen Offensive brachte, blieb im Osten vorläufig alles ruhig. So kam noch Ende Juni ein kurzer beruhigender Brief von Werner, der Oberleutnant beim Stab eines Flak-Regiments in Orscha war, was allerdings in unmittelbarer Frontnähe lag. Wir hatten alle das Gefühl, es wäre dies nur die Stille vor dem Sturm, und tatsächlich begann schon gerade im Mittelabschnitt der Ostfront am 22. Juni die große russische Offensive, die unser aller Verderben werden sollte. Mit unvorstellbarer, ungeahnter Schnelligkeit und Grausamkeit wälzte sich das russische Heer nach Polen und Deutschland hin, alles mit sich reißend, was nicht um sein Leben rannte.

Die Nachricht von Werners Tod

Glücklicher Werner! In den Erdkampf eingesetzt, immer noch in Verbindung mit der Truppe, hast du diesen tragischsten und schmachlichsten aller Rückzüge nur noch acht Tage durchmachen müssen. Schon am 2. Juli 1944, beim Übergang über die Beresina, machte die Kugel eines russischen Panzerschützen deinem Leben ein schnelles schmerzloses Ende.

Nur du allein, Herzensmutter, weißt, was es für mich bedeutete, sieben Wochen ohne Nachricht zu sein, 50 Tage hindurch, jeden Morgen die gleiche Hoffnung auf die Briefträgerin und die gleiche Enttäuschung zu erleben, wenn sie wieder nichts brachte. Bekannte bekamen Post, Grüße, Telefonanrufe, Nachricht aus Lazaretten, von Werner nichts. Allmählich fanden sich auch eine Menge Versprengter ein, die auf der Durchfahrt ihre Angehörigen besuchten. Bei jedem Auto, das vorüberfuhr, dachte ich: „Jetzt, jetzt wird es halten, jetzt wird er gleich vor dir stehen, und alles, alles ist gut.“ Dann wieder versuchte ich, mich auf alles gefasst zu machen. Tot oder vermisst, man musste doch den Dingen ins Auge sehen, durfte sich nicht umwerfen lassen, wenn die Nachricht kam. Gott war ja mit ihm, so oder so, wie durfte ich da verzweifeln?

Gerade dieser allerdings späte Sommer war ungeahnt lang und schön. Wochenlang strahlte die Sonne in ungetrübter Helligkeit und Wärme auf das blühende Land und die geheimnisvollen

Seen Masurens. Sie leuchteten freundlich in unwahrscheinlichem Postkartenblau durch das sonnige Grün der Wiesen und Wälder. Das Baden war in dieser Zeit die einzige Freude meines Lebens, das man eigentlich nur noch ein Vegetieren nennen konnte. Weit schwamm ich hinaus in die blaue Tiefe, und jedes Mal kehrte ich mit einem Seufzer um, mich stets bei dem gleichen Gedanken ertappend, wie schön es sein müsste, wenn ich nie wieder zurück ans Land brauchte.

Und einmal im August war es dann doch so weit, dass meine Hand ein kleines Päckchen umklammerte, welches nichts weiter enthielt als eine schäbige alte Briefftasche und ein Bildchen von mir und den beiden Kindern. Das war der ganze Nachlass des Oberleutnant E., das war alles, was von einem schönen, kräftigen, klugen, gesunden, geliebten Menschen übrig geblieben war. Wie hatte ich mich doch auf alles gefasst machen wollen, wie stark und wie reif war ich mir vorgekommen, wenn ich in der letzten Zeit mit Gott gerungen hatte und gebetet wie Jesus in Gethsemane: „Herr, ist es möglich, so nimm diesen Kelch von mir, aber nicht mein, sondern dein Wille geschehe!“ Jetzt, als ich immer wieder die alte Briefftasche in den Händen hielt, fiel alles von mir ab, aller Glaube, alle Hoffnung, alles Vertrauen. Wie ein Stein lag mein Herz in der Brust, ich konnte nicht beten, nicht weinen. Was ich auch im Haushalt tat, wohin ich auch ging, immer klopfte es wie mit Hammerschlägen gegen meine Schläfen: Er ist tot, er ist tot, er ist tot!

Auch die Kinder Olaf und Axel, nun 2 ½ und fünf Jahre alt, waren zunächst gar kein Trost. Immer wenn ich sie ansah, dachte ich daran, dass sie ihr ganzes Leben ohne Vater wären, und wie sehr Werner sich doch noch an ihnen gefreut hätte. Erst nach einigen Tagen, als ich des Nachts wieder von Zweifeln und Bitterkeit

gequält, mit offenen trockenen Augen im Bett lag, wurde ich herausgerissen aus meinem nachtwandlerischen Zustand. Es war mir plötzlich, als ob die Gestalt meines lieben, alten, verstorbenen Pfarrers, der mich im schönen Dom zu Königsberg einst eingesegnet und getraut hatte, direkt über mir schwebte, hin und her, her und hin, mit segnenden, beruhigenden Händen. Seitdem schwanden die Zweifel, und ich konnte wieder beten.

Diese innere Heilung wurde noch begünstigt durch einen Besuch bei Werners Eltern. Niemand störte dort unsere Totenandacht. Wir weinten zusammen um ihn, wir sprachen über sein Leben und fanden nur Gutes und Glückliches zu berichten. Er sollte immer mitten unter uns sein, und er war es auch. Es war wunderbar tröstlich, ihn so beschützend neben mir zu wissen. Ich habe seitdem nie mehr dieses starke Gefühl seiner körperlichen Nähe gehabt, aber die feste innere Zuversicht auf ein einstiges schöneres Wiedersehen habe ich nie mehr verloren, und sie war und blieb mir immer ein großer Trost.

Es war in dieser Zeit ersten heftigsten Schmerzes nicht so, wie man es häufig in Berichten und Romanen lesen konnte, dass ich es nicht ertrug, alles Leben um mich her genauso weitergehen zu sehen. Oh nein, warum sollte die Welt nicht weitergehen, wenn ein unbekannter kleiner Oberleutnant gefallen war? Aber ich wusste nicht mehr, was ich nun auf dieser Welt sollte, trotz der Kinder, ich wusste es zunächst nicht. Mir war, als wandelte ich schon mit Werner in einem Zwischenreich, und einmal hätte ich den Lockungen des Wassers fast nicht mehr widerstanden. Ich wanderte, wie so oft, zu einem einsamen Waldsee, wo wir in glücklicheren Zeiten oft noch abends gebadet hatten. Das Wasser, dunkel und geheimnisvoll, lag wie ein Spiegel. Die Pappeln am Ufer, vom Abendwind

bewegt, flüsterten einen leisen Gruß aus einer fernen Welt, es war wie ein großes schönes Grab. Doch war ich nicht allein, einige Frauen, derb und vergnügt, spielten am Ufer Ball. Im Wasser plätscherte ein Backfisch und sang dabei nach einer Leierkastenmelodie wie mir zum Hohn: „Schön ist das Leben der Flieger, schön ist das Leben der Flak. Einmal, da kommen sie wieder, und einmal, da hauen sie ab.“

Du glaubst gar nicht, was mich da für ein Ekel vor dem Leben packte! Ich sprang ins Wasser mit der Absicht, so weit hinaus zu schwimmen, dass meine Kräfte auf dem Rückweg versagen mussten. „Nein, nein“, beruhigte ich mich, „du willst ja gar nicht für immer gehen, du darfst es ja auch gar nicht, schon der Kinder und Eltern wegen nicht. Aber wenn du da unten liegst, es brauchen ja nur wenige Sekunden zu sein, dann kannst du ihm doch noch einmal sagen, wie lieb du ihn hattest, dann wird das Weiterleben leichter sein.“

Aber, mein liebes Herz, du, der Gedanke an dich und deinen Schmerz blieb Sieger, auch wollte ich den Frauen am Ufer, die schon aufmerksam geworden waren, kein Schauspiel bieten. du weißt, ich habe dir später davon erzählt und mich geschämt und dir fest versprochen, von nun an mein Schicksal zu tragen.

Und ich habe dieses Versprechen gehalten, eine Fahnenflucht und lange Trauer wäre auch gar nicht in Werners Sinn gewesen. Außerdem stehe ich auf dem Standpunkt, dass alles Leben von Gott stammt, und er daher der Einzige ist, der es uns nehmen darf. Aber trotz aller Tapferkeit kann ich es nicht verhindern, dass mir oft vor der langen, öden und so dunkel und ungewiss erscheinenden Wanderstrecke graut, die mich noch von Werner trennt.

Hundert Kondolenzbriefe kamen und 99 Bekannte schrieben, dass er in den Kindern fortlebt, dass ich dieses, sein Vermächtnis, hüten und darin Trost finden müsse.

Wusste ich denn aber, ob mir die Kinder erhalten blieben? Wusste ich denn, was uns allen noch bevorstand?

Außerdem, so sagte ich mir, hat jeder Mensch ein Recht auf ein eigenes Leben, besonders ein Mann. Da wäre es verkehrt, den Fehler der meisten Witwen zu begehen und sich allzu sehr an die Kinder zu klammern, denn dann ist man – kann man nicht mehr für sie sorgen – für immer und ewig aus der Bahn gerissen.

Nein, es musste noch andern Trost geben! Alle Trauer ist ja im Grunde Egoismus; denn die Toten selbst sind gewiss eher zu beneiden, als zu bedauern. Werner war gerade 40 Jahre alt geworden, und er hatte ein so glückliches Leben gehabt. Nachdem wir uns erst in unsere gegenseitigen Schwächen hereingefunden hatten, ergänzten wir uns geradezu unwahrscheinlich gut.

Ich weiß, auch du und Papa, ihr habt ihn wie einen Sohn geliebt, und auch euer Leben hat seit seinem Tod eine tiefe, unheilbare Wunde erlitten. Aber es war für mich doch ein Trost zu wissen, dass Werner nach einem glücklichen Leben nun einen raschen, schönen Soldatentod fand, um den ihn sicher mancher Mann beneidete.

Schon damals ahnte ich dunkel, wie vieles ihm erspart bleiben würde, was uns noch bevorstand. Und welch ein Trost, dass wir so in Liebe und Güte voneinander schieden und dass es keine Reue und kein Zuspät für mich gab!

So fand ich schneller ins Leben zurück, als ich's selbst für möglich gehalten hätte. So konnte ich schon nach einigen Wochen wieder mit warmem Herzen an Leid und Freud der anderen teilnehmen.

Auch wäre es töricht gewesen, Kultus mit dem eigenen Leid zu treiben, besonders in einer Zeit, wo das Leid sich ringsum zu Bergen häufte. Das Leben und auch mein Leben mit Kindern und Eltern, Baden, Einholen, Kochen und Reinmachen, Besuchen und Spaziergängen, ging also weiter.

Meine Freunde und Bekannten bewunderten sogar meine vorbildliche Haltung. Aber trotz aller Anstrengung konnte ich es doch nicht verhindern, dass der Gedanke, nie mehr auf Post und auf Urlaub warten zu dürfen, nie mehr Pläne zu schmieden für eine glücklichere gemeinsame Zukunft, mich von Zeit zu Zeit wieder um meine innere, so mühsam errungene Fassung brachte. Meine Haare begannen grau zu werden in diesen Wochen und Monaten.

Königsberg nach zwei Bombenangriffen

Je weiter der Sommer fortschritt, desto düsterer zogen sich die Wolken am politischen Himmel, besonders aber über unserem Ostpreußen zusammen. Ich hatte fest geglaubt, dass mich nach Werners Tod nichts mehr erschüttern konnte, aber nun wurde ich doch von der allgemeinen Angst und Erregung und den Gedanken an eine eventuelle überstürzte Flucht mitgerissen.

Zunächst packten wir alle eine Menge von Paketen mit Kleidern und Wäsche, um sie an Bekannte „ins Reich“ zu schicken. Auch fuhr ich noch einmal für zwei Tage nach Königsberg, um unsere Wintersachen zu holen. Der Anblick Königsbergs, meiner Geburtsstadt, die vor kurzem zwei furchtbare Bombenangriffe hatte über sich ergehen lassen müssen, erschütterte mich aufs tiefste. 75 % der Stadt, d. h. fast die ganze Innenstadt, war zerstört. Stundenlang wanderte ich nur durch Ruinen, immer hoffend, an der nächsten Straßenecke würde sich endlich einmal ein erfreulicherer Anblick bieten, aber immer trotz diese Hoffnung.

Vielleicht wäre es nicht so schaurig gewesen, wären die Häuser alle dem Erdboden gleich geworden. Aber meist standen noch die der Straße zugekehrten Grundmauern und sahen, so schien es mir, mit den ausgebrannten Fenstern wie mit toten Augen in stummer Anklage auf die vorbeigehenden Menschen herab. Immer musste ich an Schillers „Glocke“ denken: „In den öden Fensterhöhlen